

# Einleitung

Maria Häußl

## I. Armut und Geschlecht – Zielsetzungen

Armut hat viele Gesichter: als Prekariat in den modernen Arbeitsgesellschaften, als Begleiterscheinung von politischer Migration, wirtschaftlicher Globalisierung oder als sogenannte gläserne Decke bei Bildungszugängen. Die Armutsthematik ist wieder hochaktuell und zwar sowohl als Gegenstand des gesellschaftlichen Diskurses wie auch als Thema der Forschung. So dokumentiert beispielsweise der regelmäßig von der Bundesregierung erstellte und oftmals kontrovers diskutierte Sozialbericht, dass in Deutschland, also in einem der reichsten Länder der Erde, der Anteil der armen und armutsgefährdeten Personen seit Jahren zunimmt. Wie sich der aktuelle Flüchtlingszustrom statistisch auf die Armut in Deutschland auswirken wird, ist derzeit noch offen und wird kontrovers diskutiert. Die ‚Soziale Frage‘ ist auch auf dem Tableau der wissenschaftlichen Forschung zurück. Beispielsweise fand die 24. Tagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im März 2011 unter dem Titel „Arm und Reich“ statt. In den letzten zehn Jahren haben sich in Deutschland einige große Forschungsverbände der Armutsthematik gewidmet. Zu verweisen ist hier v.a. auf den von 2002-2012 geförderten Sonderforschungsbereich 600 „Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusion und Exklusion von der Antike bis zur Gegenwart“ an der Universität Trier. In 22 Teilprojekten forschten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Geschichtswissenschaft, Germanistik, Kunstgeschichte, Medienwissenschaft, Politikwissenschaft, Rechtsgeschichte, Soziologie und Katholischer Theologie. Ebenso ist ein seit 2010 laufendes DFG-Projekt unter der Leitung von Franz-Josef Brüggemeier an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg zu nennen, das in drei Teilprojekten Phänomene der Armut in der BRD und der DDR zwischen 1950 und 1990 untersucht. Bei beiden hochrangigen Forschungsverbänden fällt jedoch auf, dass Gender-Perspektiven von Armut und ihrer Bewältigung kaum im Mittelpunkt des Forschungsinteresses standen bzw. stehen. Keines der Teilprojekte und keine der bisherigen Publikationen hat explizit Beziehungen zwischen Geschlecht und Armut zum Thema. Ähnlich sieht es in dem von Ernst-Ulrich Huster, Jürgen Boeckh und Hildegard Mogge-Grotjahn 2008 herausgegebenen *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzungen* aus, das

nur einen einzigen Beitrag enthält, der Geschlecht explizit zum Thema macht: Hildegard Mogge-Grotjahn, *Geschlecht: Wege in die und aus der Armut*.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes untersuchen gezielt die Verschränkung von Armut und Geschlecht und nutzen sowohl fachspezifische, näherhin soziologische, sozialpsychologische, historische sowie kultur- und literaturwissenschaftliche Zugänge, wie auch interdisziplinäre Ansätze der Geschlechter-Forschung, um die Relationen von Armut und Geschlecht deutlich zu machen. Diese multiperspektivische Herangehensweise ermöglicht Einsichten darüber, welche Rolle Geschlecht bei der Wahrnehmung von Armut, bei den Ursachen und den Mechanismen ihrer Produktion und ihrer Bewältigung spielt, und welchen Einfluss umgekehrt verschiedene Facetten von Armut auf die Codierung von Geschlecht haben. Nachfolgend werden die Einzelbeiträge kurz vorgestellt und für die Frage der Relationen von Armut und Geschlecht ausgewertet.

## **II. Von der Antike bis zur modernen Gesellschaft – Einzelbeiträge**

Dem historischen Durchgang sind zwei sozialwissenschaftliche Beiträge vorangestellt. In seinem soziologischen Beitrag *Die neue Unterklasse. Armut, Ausbeutung und soziale Reproduktion in der prekären Vollerwerbsgesellschaft* beschreibt KLAUS DÖRRE die Herausbildung neuer Unterklassen in den Gesellschaften des reichen Nordens. In sorgfältiger Abwägung zu anderen Begriffen wie „Randschicht“ und „Prekariat“ spricht DÖRRE bewusst von „Unterklasse“, um den Zusammenhang des „Glücks der Starken und der Not der Schwachen“ deutlich zu machen. Denn ein krisenanfälliger Finanzmarkt-Kapitalismus, in dem Reichtum kaum mehr gewinnbringend als Kapital im Produktionssektor einsetzbar ist, führt zu einer „Landnahme des Sozialen“. Die hierbei wirksamen Mechanismen – von DÖRRE als „sekundäre Ausbeutung“ bezeichnet – werden v. a. an der Verschränkung von Erwerbsarbeit und anderen Arbeitsvermögen sichtbar. Durch die Dominanz bezahlter Erwerbsarbeit wird die Flexibilisierung des Reproduktionsbereichs gefördert und Sorgearbeit abgewertet. Die entsprechenden politischen Maßnahmen umfassen die Privatisierung von Staatseigentum, die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte, die Beschneidung von Sozialeigentum und die selektive Freisetzung von Lohnabhängigen und deren Familien aus den wohlfahrtstaatlichen Sicherungen. So beruht die

derzeitige Vollerwerbssituation in Deutschland v.a. auf der Reduktion der Erwerbslosigkeit auf Kosten von geschützter Vollzeitbeschäftigung (in den produzierenden und exportorientierten Branchen) und auf dem Ausbau von prekären Beschäftigungsverhältnissen (v. a. im Bereich der Sorgearbeit).

DÖRRES Interviews mit Personen, die auf längere Zeit staatliche Leistungen beziehen, zeigen deutlich, dass eine positive Aufwärtsentwicklung für betroffene Menschen kaum möglich ist. Es lassen sich vielmehr trotz hoher Motivation und mancher eigenwilliger Handlungsstrategien der Betroffenen eine nur zirkuläre Mobilität, die Entwicklung eines auf viele Ansprüche verzichtenden Überlebenshabitus und eine Selbststigmatisierung beobachten. Die Entwicklung einer positiven Kollektividentität ist bisher nicht zu erkennen. Die Formen der sekundären Ausbeutung erzeugen keine homogene Unterklasse. Erste Anzeichen von gewerkschaftlicher Organisation lassen sich auf das Thema Lohn zurückführen. Dieser muss nicht nur über dem gesetzlichen Mindestlohn liegen, sondern auch Zugang zu einer gesellschaftlichen Partizipation ermöglichen. Differenziert man all diese Befunde für Männer und Frauen, so ist eindeutig erkennbar, dass Frauen in erheblich höherem Maße von der Gefahr der Prekarisierung ihres Lebens betroffen sind. Sie arbeiten häufiger in Teilzeit und sind daher oft auf eine moderne Versorgerbeziehung angewiesen; sie arbeiten häufiger im unterbezahlten Sektor der Sorgearbeit und verrichten meist zusätzlich die unbezahlte Erziehungs- und Pflegearbeit in den Familien.

JENNY ROTHs sozialpsychologischer Beitrag *Reproduktion von sozialer Ungleichheit durch Stereotype* geht anhand von Studien zur Aktivierung von Weiblichkeitsstereotypen in Testsituationen dem Phänomen nach, dass die Aktivierung negativer Leistungsstereotype zu objektiven Leistungseinbußen führen kann (Stereotype Threat). Dazu muss das Stereotyp nicht explizit benannt sein, es reicht bereits der Verweis auf einschlägige demographische Daten oder der subtile Hinweis auf die Zugehörigkeit der Person zu einer negativ stereotypisierten Gruppe. Von der Gefahr der Leistungseinbuße aufgrund von Stereotypen sind besonders diejenigen Mitglieder einer Gruppe betroffen, die sich (stark) mit der Gruppe identifizieren und denen der untersuchte Leistungsbereich sehr wichtig ist. Das negative Stereotyp, das die Unvereinbarkeit von selbstrelevanten Aspekten zum Inhalt hat, führt zu einer Konflikt- und Stresssituation, die es verhindert, sich voll und ganz der Testaufgaben zu widmen. Langfristig haben diese negativen Erfahrungen in Testsituationen zur Konsequenz, dass sich die von negativen Stereotypen betroffenen Personen vom entsprechenden Fähigkeitsbereich distanzieren und desidentifizieren. Das Stereotyp reproduziert und bewahrheitet sich damit selbst. Dieser Mechanismus kann nur aufgebrochen werden,

wenn der Einfluss von Stereotypen auf Leistungssituationen verhindert wird, indem diese nicht aktiviert werden. Entsprechende Maßnahmen müssen auf verschiedenen Ebenen angreifen: In Testsituationen sind etwa personenbezogene Daten wie Geschlecht, Herkunft oder Alter zu vermeiden, die die negative Stereotype hervorrufen könnten. Dies gilt auch für Hinweise in Räumen und Gebäuden, die auf die Stereotype anspielen. Von negativen Stereotypen betroffene Personen benötigen in ausreichendem Maße positive Rollenmodelle (evtl. mit Hilfe von Quotenregelungen) und bestätigende Erfahrungen. Betroffene wie nicht betroffene Personen müssen über die Wirkmechanismen von Stereotypen Bescheid wissen.

Mit dem Beitrag von MARIA HÄUSL und HILDEGARD KÖNIG *Eine Handvoll Mehl im Topf – Armut und Geschlecht in der Bibel und in antiken christlichen Quellen* beginnt der Weg durch die Geschichte. Für die antiken Gesellschaften gilt ebenfalls, dass Frauen und Männer aufgrund ihres Geschlechtes auf verschiedene Weise und in unterschiedlichem Umfang Zugang zu materiellen, gesellschaftlichen und sozialen Ressourcen hatten. Aber in den einschlägigen Texten, die von Armut sprechen, sind Frauen, obwohl sie bei drohender Wirtschaftsarmut besonders gefährdet sind, häufig nicht explizit genannt, sondern nur generisch mitgemeint. Während Frauen im Kontext der Verelendungsproblematik unsichtbar bleiben, benennen die biblischen Texte im Motiv der Witwe regelmäßig eine spezifisch weibliche Form der Armut. In der Figur der Witwe, die weitgehende Schutz- und Rechtlosigkeit impliziert, trifft extreme Armut nur Frauen, hat Armut also ein weibliches Gesicht. Diese Spannung zwischen der Realität von Frauen und ihrer Sichtbarkeit in Texten entspricht der literarischen Strategie, Frauen nur dort sichtbar zu machen, wo eine vom Allgemeinen sich unterscheidende, also spezifisch weibliche Situation dargestellt wird.

Armut gilt im Alten Testament als Skandalon, widerspricht sie doch dem Segen Gottes und dem Reichtum des Landes. Ein gutes Leben für alle ist möglich, die Bewältigung von Armut wird daher als gesamtgesellschaftliche Aufgabe erachtet. Der Armut wird nicht mit Almosen, sondern in Form von Rechten begegnet. Die apokalyptische Hoffnung der ersten Christen zielt dagegen nicht auf eine Verbesserung der konkreten Lebensumstände, sondern auf die umstürzende Gegenwart Gottes. Da Existenz unter dem Vorbehalt eines nahen Weltendes steht, kennen die frühchristlichen Texte die Spiritualisierung von Armut und sehen Besitzverzicht, freiwillige Armut und Askese als ethische Ideale. Im Gebot der Nächstenliebe zeigt sich zugleich aber die Subjektwerdung des Bedürftigen, da Nächstenliebe vom Standpunkt derjenigen Person aus formuliert wird, die bedürftig ist. Eine ähnliche Strategie kennen erzählende Texte, in denen Frauen in Not bzw.

Witwen nicht nur Adressatinnen der Fürsorge, sondern Akteurinnen ihrer Frömmigkeit bzw. in ihrer Not sind. Frühchristliche Texte belegen jedoch die eindeutige Tendenz, Witwen als Subjekte caritativer Gemeindepraxis und pastoraler Tätigkeiten zurückzudrängen und auf ihre Rolle als Objekte der gemeindlichen Fürsorge festzuschreiben. Einige Texte gehen sogar so weit, die Witwen aus der Öffentlichkeit zu verweisen und ihre Dienstleistung für die Gemeinde auf das Gebet zu reduzieren. Mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der kirchlichen Ämter und mithin der fortschreitenden Institutionalisierung der frühen Kirche geht eine Zurückdrängung der aktiven, sorgenden und fürsorgenden Frauen und darüber hinaus aller Laien einher. Die von Witwen praktizierte Caritas gewinnt den Charakter informeller, privater Frömmigkeitspraxis: Besitzverzicht zur Armenfürsorge wird zum Kennzeichen christlicher Askese, die im vierten Jahrhundert aufblüht und mit dem Rückzug aus der Öffentlichkeit (Entstehung der Klausur) verbunden ist.

Das Stichwort Armenfürsorge führt zum Beitrag von ALEXANDRA-KATHRIN STANISLAW-KEMENAH „*Mich dorinnen gnedigst zuerhalten.*“ *Frauen und Männer in Dresdner Fürsorgeeinrichtungen der Frühen Neuzeit.* STANISLAW-KEMENAH befragt den Quellentyp der Bittgesuche (Supplikationen) nach den Zugangsmodi für Frauen und Männer zu den Dresdner Fürsorgeeinrichtungen der Frühen Neuzeit, nach den Lebensäußerungen und den Selbstverständnissen der Bittstellenden und nach den sichtbar werdenden Geschlechterdifferenzen. Ausgehend von den Supplikationen der Anna Margaretha Heubelin vom 24. November 1688 und des Hans Hene vom 22. August 1600 werden die Lebensumstände rekonstruiert, die für Frauen und Männer in der Frühen Neuzeit zur Armut führen. Beide Personen können als Untertan\*in ein Bittgesuch an die Obrigkeit richten. Da beide Personen einen Platz in der obrigkeitlich verantworteten Armenfürsorge erhalten wollen, bezeichnen sie sich als arm und elend und bedienen damit einen gattungsspezifischen Topos. Armut meint dabei nicht nur fehlende finanzielle Mittel sondern auch den Verlust der Arbeitsfähigkeit und fehlende soziale Netze. Diese Aspekte gelten ebenso wie das Heimatprinzip und die Würdigkeit einer Person als wesentliche Kriterien für die Aufnahme in eine Fürsorgeeinrichtung. Die Heubelin ist Witwe eines Handwerkers, die offensichtlich über einen längeren Zeitraum für das Familieneinkommen und die Versorgung ihrer Kinder verantwortlich war. Der übliche Weg der Wiederverheiratung, der ihr ein Auskommen ermöglicht hätte, ist nicht mehr möglich. Sie nutzt in ihrem Schreiben die Argumente, dass sie einheimisch sei, einen untadeligen und ehrbaren Lebenswandel führe und ihr Ehemann einem ehrenvollen Beruf nachgegangen sei. Die eigene Arbeit, die in der Regel im Rahmen

der handwerklichen Tätigkeit des Ehemannes stattfand, spielt in den Bittgesuchen von Frauen keine Rolle. Dagegen wird in den Supplikationen der Männer regelmäßig auf die eigene Erwerbstätigkeit Bezug genommen. Kann ein Mann seiner Erwerbsarbeit nicht mehr nachkommen, so ist dies ein Grund, um ein Bittgesuch auf Aufnahme in einer Fürsorgeeinrichtung zu stellen. Entsprechend des protestantischen Wertkanons sind die Ausübung der Erwerbstätigkeit und die Wahrnehmung der Führungsrolle in der Familie für das männliche Selbstverständnis wesentlich. Auf Ehefrauen wird dagegen nur dann verwiesen, wenn sie entfallen sind und die gesamte Verantwortung für die Familie (mit kleinen Kindern) beim Vater liegt.

Der Beitrag von MAGDALENA GEHRING *Weibliche Armut und ihre Bekämpfung durch den Allgemeinen Deutschen Frauenverein am Beispiel der ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘* führt ins 19. Jahrhundert, das gekennzeichnet ist vom Problem des Pauperismus und der Sozialen Frage im Zuge der Industrialisierung. Problematisch sind sowohl die wirtschaftliche Situation der Arbeiterinnen wie auch die Situation unverheirateter bürgerlicher Frauen, denen, abgesehen von der Tätigkeit als Lehrerin oder Gouvernante, die Erwerbsarbeit verwehrt ist. Gerade älteren, unverheirateten oder verwitweten Frauen des (Klein-)Bürgertums droht Altersarmut. Der *Allgemeine Deutsche Frauenverein* (ADF) versucht gezielt Frauenarmut zu bekämpfen. Er berichtet in seinem Publikationsorgan *Neue Bahnen* regelmäßig über Maßnahmen gegen Frauenarmut in den USA und rezipiert einige amerikanische Lösungen zur Bekämpfung weiblicher Armut. Die Gesellschaftsstrukturen und die Situationen von Frauen in beiden Ländern unterscheiden sich jedoch. Während sich die amerikanischen Strategien vornehmlich darauf richten, weißen Arbeiterinnen (meist mit Migrationshintergrund) in den großen urbanisierten Ballungsgebieten den Schritt aus der Armut zu ermöglichen, gibt es in Deutschland neben den Arbeiterinnen, die aufgrund niedriger Löhne kaum dem sozialen Elend (schlechte Arbeits- und Wohnbedingungen) entkommen können, die (klein)bürgerlichen Frauen, die aufgrund fehlender Bildungschancen vom sozialen Abstieg bedroht sind. Der ADF greift Initiativen aus Amerika auf, die nicht nur kurzfristige Hilfe in der akuten Not versprechen, sondern nach dem Prinzip der ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ vorgehen und die Situation der Frauen grundlegend verbessern. Besondere Beachtung finden daher das Frauenasyl und der *Arbeiterinnenschutzverein* in New York. Das Frauenasyl, von einem New Yorker Kaufmann finanziert, bietet Arbeiterinnen mit geringem Einkommen die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, indem günstiger Wohnraum in sozial unbedenklichem Umfeld und Weiterbildungsangebote zur Verfügung gestellt werden. Damit vergleichbar ist das Arbeiterinnenheim in Berlin, das von Hanna

Bieber-Böhm (1851-1910) und dem *Verein Jugendschutz* vermutlich in Kenntnis des New Yorker Frauenasyls gegründet wird. Beide Projekte sind darauf konzentriert, die Selbstständigkeit wie auch die Würde und das Selbstbewusstsein der Frauen zu stärken. Der *Arbeiterinnenschutzverein* in New York bietet Frauen in prekären Situationen rechtliche Hilfe, indem er gezielte Beratung, Aufklärung und Wissensvermittlung betreibt. Marianne Menzzer, die sich für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Lohnarbeiterinnen in Deutschland einsetzt, initiiert unter Verweis auf amerikanische Vorbilder Rechtsschutzstellen für Arbeiterinnen. 1894 gründet Marie Stritt den ersten Rechtsschutzverein in Dresden, der sowohl Arbeiterinnen als auch bürgerlichen Frauen offen steht. Schließlich wird 1898 vom Bund Deutscher Frauenvereine eine Kommission zum Arbeiterinnenschutz eingeführt.

Mit dem 19. Jahrhundert in Deutschland befasst sich auch PEGGY RENGER-BERKA in ihrem Beitrag *Zwischen Ehelosigkeit, Berufstätigkeit und Selbstverleugnung. Evangelische Diakonissen im 19. Jahrhundert*. Sie untersucht die Situation der Evangelischen Diakonissen im Spannungsfeld von Berufstätigkeit und Lebensform. Für die Frauen, die in ein Diakonissenhaus eintreten, verbindet sich beinahe wie in einer monastischen Gemeinschaft Lebensform und Arbeit. Ein Diakonissenhaus bietet die Möglichkeit zur Ausbildung und beruflichen Betätigung meist im Sektor Erziehung und Pflege, sowie eine soziale Grundsicherung im Fall von Krankheit und Alter. Von einer Erwerbsarbeit im eigentlichen Sinn kann aber nicht gesprochen werden, da sich die Diakonissen langfristig an ein Mutterhaus binden und für Taschengeld, Kost und Logis arbeiten. Der Stand der Diakonisse ist jedoch kein unattraktives Lebensmodell für unverheiratete und verwitwete Frauen aus der abstiegsgefährdeten unteren Mittelschicht, da es vor Armut bewahrt und zur gesellschaftlichen Anerkennung der Frauen führt. Die soziale Sicherung und die berufliche Tätigkeit sind jedoch verknüpft mit der Eingliederung in ein relativ starres, männlich dominiertes Modell der Lebensführung.

Die Entstehung der Diakonissenhäuser gründet in der im 19. Jahrhundert etablierten Trennung der Lebensbereiche der Geschlechter in privat und öffentlich und in einer damit korrespondierenden Definition der Geschlechtercharaktere. Um (bürgerlichen) Frauen, denen der ‚private‘ Bereich des Haushaltes und der unbezahlten Rekreationsarbeit zukommt, Zugang zu Tätigkeiten außerhalb des eigenen Hauses zu eröffnen, bedienen sich die Frauen zu Beginn des 19. Jahrhunderts Vereinsgründungen mit in der Regel sozial-caritativen Zielsetzungen. Dieses Vereinswesen ist konkretes Vorbild für die Gründung von Diakonissenhäusern. Die Ausgestaltung der

Tätigkeiten und Lebensführung der Diakonissen orientiert sich weiterhin am bürgerlichen Weiblichkeitsideal und den darin den Frauen zugeschriebenen Eigenschaften und Tugenden. Als solche gelten „Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Bescheidenheit, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Eingezogenheit, Haushaltsgeist und liebevolles Hingeben des eigenen Willens.“ Diese Eigenschaften befähigen in besonderer Weise für die Krankenpflege und für Erziehungsaufgaben. Die Tätigkeiten der Diakonissen wie auch die Lebensgestaltung im Diakonissenhaus werden zudem religiös begründet. So entsprechen die pflegenden und caritativen Tätigkeiten dem christlichen Ideal des Dienens. Zugleich sieht man die Unterordnung der Frauen im Sinne der Schöpfungsordnung verwirklicht. Das im 19. Jahrhundert sehr erfolgreiche Modell der Diakonissenanstalten führt dazu, dass der Bereich der Krankenpflege als weibliche Aufgabe erachtet und für lange Zeit vornehmlich von Frauen wahrgenommen wird.

DOROTHEA EICKEMEYERS Beitrag *Zwischen Verwahrlosungs- und Hygienediskurs – Krippen in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert* untersucht für den gleichen Zeitraum Kinderbewahranstalten im Kontext eines armenfürsorglichen Engagements. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führt die zunehmende Notwendigkeit der außerhäuslichen Erwerbsarbeit von Frauen aus unteren Schichten zur Gründung und Etablierung solcher Einrichtungen. Sie sollen der Sozialisation der Kinder auf der Straße ohne Aufsicht durch die Eltern, respektive der Mutter, entgegenwirken. Die Kinderbewahranstalten sollen erstens helfen, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, und sollen zweitens die ansonsten aufsichtslosen Kinder vor einer Karriere als Bettelkinder schützen. Die Anstalten sollen deshalb gegen die Verwahrlosung der Kinder vorgehen, sie zur Sittlichkeit erziehen und ihre Gesundheit schützen, damit sie später ihr Leben durch eigene Arbeitskraft sichern können, nicht in Armut geraten und auf Fürsorge angewiesen sind. Kinderkrippen, in denen Säuglinge und Kleinstkinder aus den unteren Schichten betreut werden, dienen demselben Zweck, wobei v.a. die Bewahrung der Kinder vor gesundheitlichen Schäden und die wirtschaftliche Stabilisierung des elterlichen Haushaltes sowie die Entlastung der Armenkassen im Vordergrund stehen. In Abwägung des bürgerlichen Ideals einer Erziehung durch die Mutter, fußend auf der Vorstellung einer engen ‚natürlichen‘ Mutter-Kind-Beziehung, und der drohenden Familienarmut bei Nicht-Erwerbstätigkeit der Mutter, sieht man das geringere Übel in der Unterbringung der Kinder in Krippen. Man erhofft sich außerdem einen positiven Einfluss auf das Erziehungs- und Pflegeverhalten der Mütter. Das Angebot richtet sich daher in erster Linie an ‚arme, brave‘ Mütter, deren



Bindung an das Kind durch den Austausch mit dem Krippenpersonal positiv beeinflusst werden könnte.

Gegen Ende des Jahrhunderts werden die Kinderkrippen aber von Seiten der Kinderärzte zunehmend kritisiert, da mangelnde Hygiene zu vermehrten Krankheiten und zu einer erhöhten Säuglingssterblichkeit führt. Dieser Entwicklung versucht man durch professionelles Personal zu begegnen. Fabriknähe Einrichtungen, die es den Müttern ermöglichen würden, ihre Kinder zwischendurch zu stillen, finden bei den Unternehmen keine Unterstützung. Die Diskussionen und Bemühungen um die Kinderkrippen machen deutlich, wie Armutsbekämpfung, Gesundheitsfürsorge und Schutz der Familie in teilweiseem Widerstreit zueinander stehen. Es zeigt sich aber, dass die Maßnahmen umso nachhaltiger vor Armut schützen, je familiennäher die Betreuung der Kinder geschehen und je eigenverantwortlicher die familiäre Lebenssicherung erfolgen kann.

Im 19. Jahrhundert vollzieht sich neben der Radikalisierung und Diskursivierung von Armut und der Ausbildung der bürgerlichen Geschlechterstereotype auch die Umcodierung von Bedrohungspotentialen: Was vormals unter Bedrohung oder Gefahr gefasst wurde, wird nun unter Risikanz verhandelt. GUDRUN LOSTER-SCHNEIDER untersucht in ihrem Beitrag *Genderfizierte Armutsrisiken in deutschsprachigen Romanen 1800/1900* die enge Verknüpfung von Armut, Gender und Risiko. Folgt man einem kulturalistisch-konstruktivistischen Ansatz und fasst man Risiko subjektbezogen als nutzen- und schadensrelevante Entscheidung unter den Bedingungen von Zukunftsgewissheit und Unsicherheit, so ist Risiko nicht genderneutral. Denn in den Geschlechterstereotypen stehen sich männliche Risikobereitschaft und Handlungsautonomie weiblicher Risikoaversion und Heteronomie gegenüber. Anhand der beiden ‚Schwellenromane‘ *Henriette, oder das Weib wie es seyn kann* von Sophie Ludwig (1800/1805) und *Mathilde Möhring* von Theodor Fontane (1895/1906) untersucht LOSTER-SCHNEIDER, wie Armut und Armutsgefährdung der Hauptfiguren historisch je adäquat modelliert werden, ob als Faktum oder als drohende Potentialität, ob als unverfügbare Gefahr oder als subjektiv verfügbares Risiko und welche gender-konformen Präventionsstrategien diskutiert werden. Der Vergleich der Protagonistinnen Henriette aus dem Roman von Sophie Ludwig und Mathilde aus dem Roman von Theodor Fontane zeigt klar, dass für erstere Armutsbewältigung noch einzig durch eine Heirat (eines reichen Mannes) und damit heteronom bestimmt gelingt, während für zweitere Heirat kein tragfähiges Modell mehr ist. Dem Weiblichkeitsstereotyp und der juristisch codifizierten Geschlechterordnung entsprechend ‚erkauft‘ sich Henriette (genauer: ihr Vater) die Absicherung gegen Armut mit Abhängigkeit in einer

Ehe. Allerdings wird diese in Henriettes Fall aufgrund des ungefestigten Charakters des Ehemannes selbst zum risikobehafteten Dauerproblem, das sie nur durch ihre (weiblichen) Tugenden Klugheit und Bescheidenheit, Sparsamkeit und Pflichtbewusstsein meistern kann. Fontanes Mathilde hingegen wagt nach dem frühen Tod ihres Mannes, der die junge Witwe vor die Alternative von Prekarisierung oder Versorgungsheirat stellt, den Sprung in die Berufstätigkeit, die im Zuge der Frauenemanzipation um 1900 bereits deutlich weniger sozial provokant ist.

Dem außergewöhnlichen Beginn des Industriezeitalters in den USA in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts widmet sich KATJA KANZLER in ihrem Beitrag *Factory Girls: Gender, Klasse und die Angst vor Proletarisierung in Darstellungen US-amerikanischer Fabrikarbeiterinnen, 1820-1850*. Unter dem Einfluss nationaler, die USA als agrarische Nation imaginierender Gründungsmythen und konfrontiert mit notorischem Arbeitskräftemangel in den noch dünn besiedelten USA, folgen die ersten in den Neuenglandstaaten etablierten Fabriken einem ungewöhnlichen Modell. Sie bauen hauptsächlich auf junge Frauen als Arbeitskräfte, die sie mit vergleichsweise hohen Löhnen und der städtischen Infrastruktur in den boomenden *factory towns* von den Farmen ihrer Väter holen. Diese *factory girls* werden rasch zu einem kulturellen Phänomen, zu einem „umkämpften Zeichen“ (Amal Amireh) in der amerikanischen Industrialisierungsdebatte und auf diese Weise zum Ziel proto-ethnographischer Exkursionen und Objekt zahlreicher Texte. Die *factory girls* betätigen sich auch selbst als Autorinnen und publizieren in eigenen Zeitschriften. Die Ära dauert jedoch nur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, bis eine neue Einwanderungswelle billigere und gefügigere Arbeiter\*innen für den rasch expandierenden industriellen Sektor mit sich bringt.

Die Texte aus dem frühen 19. Jahrhundert konstruieren das *factory girl* als kulturelle Figur, in der sich vor dem Hintergrund der amerikanischen Gründungsmythen Gender- und Klassendiskurse überlagern. Das *factory girl* ist Projektionsfläche für industrialisierungsskeptische Aussagen, die auf den Mythen einer agrarischen, klassenlosen Gesellschaft basieren und die in der Industrialisierung die Gefahr der Klassenbildung und der kapitalistischen Ausbeutung erkennen. Die Arbeiterinnen werden als Opfer der Ausbeutung, in einigen literarischen Texten gar als Opfer sexueller Ausbeutung gezeichnet, wodurch eine deutliche Genderifizierung der Arbeiterinnen geschieht. Das *factory girl* dient aber auch dazu, die Überlegenheit der amerikanischen Industrialisierung im Sinne des Exzeptionalismusmythos gegenüber der europäischen Industrialisierung hervorzuheben, wenn dem männlichen europäischen Arbeiter das weibliche amerikanische *factory girl*

gegenübergestellt wird. An ihr wird gezeigt, dass in den USA Industrialisierung ohne Proletarisierung gelingt, denn das *factory girl* vereint Arbeitstätigkeit und die Ideale bürgerlicher Weiblichkeit: Gepflegtheit, Häuslichkeit und schöngeistige Betätigungen.

In den von den Arbeiterinnen selbst verfassten Texten werden jedoch die Spannungen und Ambivalenzen dieser Konstruktionen ersichtlich. Besonders die Subjektposition als Autorinnen steht in Spannung zur Opferrolle in der Kapitalismuskritik sowie zu einer hegemonialen Männlichkeit. Die rege diskutierten Fragen um Literarizität, Politizität und um die Genderdimension des Schreibens zeigen das Ringen um eine genuine Arbeiterinnen-Literatur. Beispielsweise bleibt in der Kurzgeschichte *The Affections Illustrated in Factory Life: The Sister* der Protagonistin Hannah als einzige Form der Arbeit letztlich nur Erlösungsarbeit und Passivität.

Mit dem literarhistorischen und kulturwissenschaftlich orientierten Beitrag *Das Mutterrecht der Revolution: Mythos, Weiblichkeit und patriarchalische Projektion in Gerhart Hauptmanns naturalistischem Werk* kehren wir nach Europa zurück. WALTER SCHMITZ zeigt in einem Überblick zu thematisch einschlägigen Werken Gerhart Hauptmanns zwischen den 1880er und 1940er Jahren deren teils affine, teils kritisch-distanzierte Teilhabe an zeittypischen Diskursen um ‚Weiblichkeit‘. Eingangs wird am Skandalisierungspotential von Gustave Courbets weiblichem Akt *Der Ursprung der Welt* (1865) der Blick geschärft für die modernespezifische Spreizung des kollektiven Imaginären, näherin der Blick für das ‚Weibliche‘ als Mütterliches zwischen Mythisierung und ‚realistischer‘ Rationalität. Daran verdeutlicht sich zugleich Hauptmanns dauerhaftes ‚Eingeborensein‘ in die genderideologische ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ aus Mythos und Logos, die mit Namen wie Bachofen und Bebel prominent belegt und markiert ist. Der Durchgang durch verschiedene Werkphasen, Stilrichtungen, Genres, Schreibweisen und variationsreiche Figurationen arbeitet anschaulich das Entanglement heraus von Hauptmanns transzendent gestellter Identifizierung von ‚Frau‘, erotischer ‚Weiblichkeit‘ und ‚Mutterschaft‘ sowie radikal sozialkritischer, emanzipationspolitischer Partizipation an Frauenfrage und Sozialer Frage. In diesem Zugriff auf Armutsphänomene werden die ‚Brutalität des Elends‘, die ‚Not der Armen‘, gar die ‚Revolution der Armen‘ bisweilen als ‚Mutterrecht der Armen‘ modelliert. Oft werden jedoch in diesen Erzählungen des Scheiterns Weiblichkeits- und Armutskonstruktionen in provokant harten Fügungen gezeigt.

DOLORS SABATÉ PLANES geht anschließend in ihrem Beitrag „...es ist wohl nur noch eine Zeitfrage, dass die schwarzen Frauen Afrikas eines Tages ihre Nasenringe ausziehen...“: *Gender und Armut in Erna Pinners Reisebericht Ich reise durch die Welt* der Position Erna Pinners (1890-1987) zur Genderfrage nach. Sie untersucht den sozio-kulturellen Hintergrund der Autorin sowie ihre Rezeption zeitgenössischer Positionen zur Geschlechterfrage und nimmt eine kritische Bewertung mit Hilfe des sozialtheoretischen Armuts- und Machtbegriffes von Bourdieu vor. Erna Pinner widmet sich in ihrem Reisebericht (1931) orientalischen, afrikanischen und indigenen Frauen in Südamerika und zeigt deren Stellung in der jeweiligen Gesellschaft auf. Die Emanzipation orientalischer Frauen bewertet sie sehr kritisch als Rezeption rein äußerlicher europäischer Schönheits- und Verhaltensmodelle, die keine nachhaltige Auswirkung auf die gesellschaftliche Position der Frauen in orientalischen Gesellschaften haben. An afrikanischen Frauen bewundert sie allerdings ihre kulturelle Identität und ihr Selbstbewusstsein, ohne jedoch die soziale Realität extremer Armut auszublenden. Im Unterschied dazu fehle es den indigenen Frauen des kolonisierten Südamerikas an einem vergleichbaren Selbstbewusstsein. Mangelnde materielle und intellektuelle Ressourcen führen in allen Fällen dazu, dass sich die Frauen weder ihres vulnerablen Zustandes noch ihrer habituellen Verinnerlichung der Armut bewusst sind. Wenngleich die Situationen der Frauen auf den ersten Blick verschieden sind, gleichen sie sich nach Pinner in der Verknüpfung von Armut und struktureller Unterwerfung, die immer in patriarchalen Geschlechterbeziehungen begründet und durch Kolonialismus verstärkt sind. Pinner macht in der symbolischen Gewalt, die sich etwa in patriarchal definierten Schönheitsidealen äußert, ein wesentliches Moment der Unterdrückung aller Frauen aus. Eine solche Ausübung von Macht setzt aber auf das Einverständnis der Beherrschten, indem das Nicht-Erfüllen der etablierten Kriterien zu Scham, Selbsterniedrigung, Selbstzensur und Selbstausgrenzung führt. Eine Emanzipation aus Armut und patriarchaler Dominanz gelten für Pinner daher als kaum wahrscheinlich. Erst die Aufdeckung der Willkürlichkeit der im Patriarchat festgelegten Geschlechterrollen kann zu einer Ermächtigung der Frauen und ihrer Befreiung aus Armut und Unterwerfung führen. Pinner greift hierzu auf die Matriarchatsforschung ihrer Zeit zurück. Angeregt durch die Thesen Bachofens zum Matriarchat sieht sie in einem nicht essentialistisch verengten, sondern als Modell sozialer Gerechtigkeit verstandenen Matriarchat eine Alternative zu einer patriarchalen Gesellschaftsordnung, die Frauen in einem Prozess des ‚empowerments‘ sexuelle Selbstbestimmung, ein eigenverantwortetes Mutterrecht und umfassende Befreiung ermöglicht.

BETTINA JANSEN verwendet als theoretische Grundlagen in ihrem Beitrag *Vom verarmten Außenseitertum zur orientierungslosen Mittelschicht: Männlichkeitsentwürfe in der black British short story* ebenfalls die Arbeiten Bourdieus, in diesem Falle zum Kapitalbegriff und zum ‚männlichen Habitus‘. JANSEN untersucht das Wechselverhältnis von Armut und Männlichkeit in postkolonialer Literatur und stellt den im xenophoben Großbritannien der Nachkriegszeit ausgegrenzten und am Existenzminimum lebenden Männerfiguren Samuel Selvons den wohlhabenden, doch innerlich zerrissenen Angehörigen der britischen Mittelschicht Hanif Kureishis gegenüber. JANSEN kann so den Wandel in der Armutserfahrung, im Verständnis von Männlichkeit und in der Verknüpfung beider Aspekte zwischen den 1950er- und den 1990er/2000er Jahren aufzeigen.

Die Männerfiguren Selvons aus den 1950er Jahren gleichen ihren Mangel an finanziellen Ressourcen, an Bildung und Zugangsmöglichkeiten zur britischen Gesellschaft durch ein starkes soziales Netzwerk untereinander aus. Als gesellschaftliche Außenseiter sind sie im Wettstreit um symbolisches Kapital, der dem männlichen Habitus eingeschrieben ist, unterlegen und können solches nur sekundär dadurch gewinnen, dass sie sich weiße Frauen als Sexualpartnerinnen wählen. Die als *boys* bezeichneten Männer realisieren mit ihrem unbeständigen Lebensstil in keiner Weise die traditionellen Männerrollen des Brotverdieners, Ehemanns und Vaters. Ein dauerhafter Ausweg aus der prekären Situation, der alleine und auch mit Hilfe des sozialen Netzes untereinander nicht zu schaffen ist, eröffnet sich aber in einer dauerhaften Ehebeziehung mit einer selbstbewussten, zupackenden Frau. Die Männergestalten der Kurzgeschichten Kureishis gehören dagegen der weißen britischen Mittelschicht an, haben also keinen Mangel an ökonomischen Ressourcen, leiden aber ebenfalls am Verlust von symbolischem Kapital, da sie mit Partnerinnen zusammenleben, die erfolgreicher als sie selbst sind. Diese Situation führt regelmäßig zu einer Orientierungslosigkeit im Hinblick auf ihre Männlichkeit bzw. auf den männlichen Habitus. Die Krise kann denn auch nur dadurch beendet werden, dass das männliche Selbstverständnis und das *doing masculinity* verändert werden. Der Vergleich der Kurzgeschichten der beiden postkolonialen Autoren macht deutlich, dass zwar unterschiedliche Mangelsituationen im Blick sind, diese aber zwei Aspekte gemeinsam haben: Die Männer leiden an einem absoluten bzw. im Vergleich zu ihren Partnerinnen relativen ökonomischen Mangel, der zu einem Mangel an symbolischen Ressourcen führt, insofern traditionelle Männlichkeitsvorstellungen (männlicher Habitus) nicht erfüllt werden können bzw. als nicht mehr angemessen erscheinen. Den Kurzgeschichten ist daher auch gemeinsam, dass den Protagonisten

die Überwindung der Armut nur dadurch gelingt, dass sie den auf Herrschaft geeichten männlichen Habitus transformieren.

AUCH WIELAND SCHWANEBECK befasst sich mit der Verknüpfung von Armut und Männlichkeit und zeigt in seinem Beitrag *Es war einmal ein armer Mann: Zur Konstruktion von Männlichkeit in der klassischen Erzählgrammatik* anhand ausgewählter Märchen, dass Armut nicht nur zu den basalen Elementen einer Erzählgrammatik gehört, sondern dass Mangel geradezu konstituierend für die *fabula* vieler Geschichten ist, in deren Zentrum das Erlangen von Männlichkeit steht. Armut, Mangel und Notsituationen setzen eine Geschichte erst in Gang und ermöglichen es dem Mann seine Männlichkeit (wieder) zu erlangen bzw. seine Unmännlichkeit abzulegen, indem er durch Kampf oder durch lange Lehrjahre, immer aber durch sein eigenes aktives Handeln die Entbehnungssituation überwindet. Diesem Narrativ folgen – so zeigt SCHWANEBECK – aber nicht nur klassische Märchen, sondern auch die als nicht-fiktiv einzuordnenden journalistischen Beiträge neueren Datums, die eine ‚neue‘ Krise der Männlichkeit ausmachen. Wenngleich die Gattungen verschieden sind und daher in den journalistischen Beiträgen die Krise durch statistische Zahlen zu einer geringeren Lebenserwartung von Männern, zu einer höheren Gewalttätigkeit und zu einer höheren Selbstmordrate untermauert wird, sowie Bildungskrise und Finanzkrise als ‚Männerkrisen‘ gedeutet werden, bedienen sich die Texte doch des gleichen Plots wie die Märchen, indem sie über die Heraufbeschwörung einer Krise – die in diesem Falle explizit als Krise der Männlichkeit bezeichnet wird – Männlichkeit wieder herzustellen suchen. Wie im Märchen der Mann durch die Befreiung aus der Armut zum Mann wird, so erzeugen die modernen Krisennarrative durch ihr Insistieren auf einer männlichen Krise und auf Ungerechtigkeiten zu Lasten der Männer eine ähnlich traditionelle Männlichkeitsvorstellung wie die Märchen. Die rhetorischen und strukturellen Parallelen zum Märchen widerlegen nun aber gerade die zeitdiagnostische Behauptung der Modernität der Krise der Männlichkeit. Armut und Krise sind weder Alleinstellungsmerkmale von Männlichkeit noch sind sie ein zeittypisches Phänomen für Männlichkeit. Krisenerzählungen, die von männlicher Armut erzählen, sind weit älter, als dies die modernen Krisendarstellungen glauben machen. Die behauptete Krise ist vor allem dazu nötig, eine dem Märchen vergleichbare Männlichkeit konstruieren zu können.

CLAUDIA MÜLLERS Beitrag *Fat Poor Moms. Die Figur der dicken, armen Mutter in der US-amerikanischen Populärkultur* führt noch einmal nach Amerika, nun im 20. Jahrhundert. MÜLLER geht der Figur der *fat poor mom* nach, die Weiblichkeit und Generativität mit dem stereotypen Bild *fat*

*poor* verbindet, das Armut maßgeblich über den dicken Körper definiert. Obwohl der Überfluss des Körpers eigentlich im Widerspruch zu Armut steht, die einen ausgemergelten Körper imaginieren lässt, verschmelzen im stereotypen Bild *fat poor* Armut und Fettleibigkeit als ähnliche, kausal verknüpfte und einander bedingende Zustände. Als Ursachen für Armut und Fettleibigkeit werden gleichermaßen Dummheit, Faulheit und Kontrollverlust angenommen. Entsprechend werden betroffene Menschen als immobil, passiv, langsam und unflexibel abgewertet. Beide Situationen werden als Normabweichung mit der Tendenz zur Verstetigung qualifiziert. Zugleich wird aber von den betroffenen Personen erwartet, dass sie die Situation durch eigene Anstrengung verändern. Die Zustände werden als selbst verschuldet erachtet, sie sind individuell zu verantworten und auch individuell zu meistern.

Auf diesem Hintergrund untersucht MÜLLER drei audiovisuelle Zeugnisse der US-amerikanischen Populärkultur: die Spielfilme *What's Eating Gilbert Grape* (1993) und *Precious* (2009), sowie die Reality-TV-Serie *Here Comes Honey Boo Boo* (seit 2012). In allen drei Filmen ist typischerweise das stereotype Bild *fat poor* mit der Figur der Mutter verknüpft. Diese Mütter zeichnen sich nicht nur durch eine starke Abweichung vom Ideal eines zierlichen Frauenkörpers aus, sondern geben durch ihre Generativität die Armut auch an die nächste Generation weiter. Alle Frauen werden als handlungsfähige, z. T. sehr dominante (alleinerziehende) Mütter dargestellt, die entsprechend des stereotypen Bildes *fat poor* die Armut zu verantworten haben und mit ihrem Verhalten die Befreiung der Familie bzw. der Kinder aus der Armut verhindern. Während die Reality-TV-Serie beinahe voyeuristisch das verschrobene, trashige Leben der sich der Stigmatisierung durchaus bewussten Familie erzählt, legen die beiden Spielfilme den Fokus auf den Aspekt der Befreiung. Befreiung gelingt jedoch nur durch den Tod der Mutter oder durch einen radikalen Bruch mit der Mutter bzw. der Familie. Gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge und Mechanismen, die zur Armut führen, bleiben durch die Individualisierung von Ursachen und Bekämpfung in allen drei Filmen dagegen ausgeblendet.

Ein großer Teil der Handlung des Romans *Vita* von Melania G. Mazzucco aus dem Jahre 2003 spielt ebenfalls in Amerika. In ihrem Beitrag *Armut und Emigration. Melania G. Mazzuccos Vita (2003)* untersucht ELISABETH TILLER den Roman auf seine Verknüpfungen von Armut und Geschlecht. Der Roman beschreibt die hoffnungslose wirtschaftliche Situation des italienischen Südens um die Jahrhundertwende und die kollektiv geteilte Erfahrung der Emigration in die USA in der jüngeren italienischen Vergangenheit anhand der Familiengeschichte der Autorin. Mazzuccos Wahl der Familie als Strukturmatrix hat nicht nur biographische Gründe. Die Familie stellt viel-

mehr in der italienischen Erzählgemeinschaft die zentrale Deutungs- und Wertegemeinschaft dar, an der die Vergemeinschaftungsdynamiken der italienischen Gesellschaft deutlich gemacht werden können und mit deren Hilfe zugleich Sozialkritik geübt werden kann.

Die weiblichen und männlichen Romanfiguren entkommen zunächst der italienischen Verarmung. In New York begegnet ihnen aber eine nicht weniger prekäre und gewalttätige Umwelt. Die beiden Protagonist\*innen schlagen in den USA gezwungenermaßen verschiedene, durch die Geschlechterrollen vorgegebene Wege ein. Ihr Leben nimmt im Spannungsfeld zwischen verarmter italophoner Kolonie und der sie umgebenden US-amerikanischen Gesellschaft einen gänzlich unterschiedlichen Verlauf. Die männliche Hauptfigur Diamante sieht sich mit den in den USA vorhandenen Vorurteilen und Stereotypen konfrontiert, die auf die süditalienische Rasse, die „zur Anpassung an höher entwickelte Gesellschaften nicht fähig“ sei, zurückgeführt werden. Ohne Bildung ist eine Befreiung aus der Armut für ihn nicht möglich. Vielmehr verhindern seine der italienischen *community* entgegengebrachte Loyalität und das herrschende Männlichkeitsstereotyp, das auf die Rolle des Ernährers festgelegt ist, die Befreiung aus der Armut und führen zu Ausbeutung und Gewalt in Strukturen des organisierten Verbrechens. Der weiblichen Hauptfigur Vita, die anfangs ebenfalls ohne Bildung in den Familienstrukturen und in Armut gefangen ist, gelingt hingegen durch das Überschreiten der Konventionen der Familie und der Nachbarschaftsnetzwerke die Überwindung von Armut sowie die Integration in die US-amerikanische Gesellschaft. Armut wird in diesem Roman also gerade nicht weiblich gezeichnet. Im Gegenteil, es sind Frauen von Wohltätigkeitseinrichtungen, die sich um die Förderung von Immigrant\*innen-Kinder kümmern, und es sind immigrierende, für den Unterhalt ihrer Familien verantwortliche Frauen, die um die Jahrhundertwende für bessere Überlebensbedingungen protestieren, Streiks organisieren und politisch aktiv werden.

ROSWITHA BÖHM schlägt in ihrem auf die Literatur der Gegenwart bezogenen Beitrag *Ils appellent ça „Alternance, équilibre et compétence“ – Gender und Prekarität in der französischen Gegenwartsliteratur* den Bogen zurück zum soziologischen Beitrag von DÖRRE und zur aktuellen Armutsforschung, die Literatur als Seismograph für gesellschaftliche Entwicklungen ansieht und daher in ihre Analyse der modernen Prekarität neben den ‚harten‘ Fakten der Sozialforschung einbezieht. BÖHM nennt eingangs die wichtigsten Faktoren von Prekarität. Anders als Armut zeichnet sich eine prekäre Situation nicht durch eine vollständige Ausgrenzung (z. B. dauerhafte Arbeitslosigkeit), sondern durch die Aufweichung der Sozialstandards, die



Flexibilisierung der Arbeitsformen, die Zunahme der finanziellen Unsicherheit sowie durch das Ansteigen von Belastung und Existenzängsten aus. Zugleich bleiben prekäre Situationen gesellschaftlich weitgehend unsichtbar, da sie als vorübergehend eingestuft werden. Die betroffenen Personen setzen alles daran, die prekäre Situation zu beenden und bilden keinen Gruppen- oder Klassenzusammenhalt aus. Diese Verunsicherungen, Ängste und Isolationen prekärer Arbeitswelten finden ihren spezifischen Ausdruck auch in der Literatur, sei es in der Wahl der Gattung (z. B. Pamphlet) oder in der Sprachgestaltung. Am Beispiel des 2005 erschienenen hybriden Sozialromans *Notre aimable clientèle* der französischen Autorin Emmanuelle Heidsieck zeigt Böhm, wie sich die Effizienzsteigerung der französischen Arbeitslosenversicherung sprachlich in der Zunahme von Akronymen niederschlägt, die die Wissenden von den Unwissenden scheidet. Auch die aus der Effizienzsteigerung resultierenden Auswirkungen auf die physische und psychische Integrität der Angestellten sind sprachlich greifbar, wenn die Gedanken des Ich-Erzählers in kurzen unzusammenhängenden oder gar syntaktisch unvollständigen Sätzen präsentiert werden. Am Protagonisten wird auch deutlich, dass seine Identität als Mann brüchig wird, da die industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion wesentlich auf einer existenzsichernden Erwerbsarbeit basiert. Die Tatsache, dass sich Prekarität unmittelbar auf die männliche Identitätskonstruktion auswirkt, gibt einen Hinweis darauf, dass die im Begriff der Prekarität zusammengefassten Veränderungen der Arbeitswelt sozialwissenschaftlich erstmals dann als Problem wahrgenommen wurden, als zunehmend Männer von Leiharbeit betroffen waren. Die Gender Studies haben daher zu Recht gefordert, dass im Konzept der Prekarität die Kategorie Geschlecht, aber auch andere Kategorien wie etwa Ethnizität zu berücksichtigen sind, um Prekarität differenziert und umfassend wahrnehmen zu können.

### **III. Interferenz von Armut und Geschlecht – Erträge**

Die Beiträge machen die wechselseitige – je historisch und medial dimensionierte – Interferenz von Armut und Geschlecht eindrücklich sichtbar. Dabei müssen sowohl Armut als auch Geschlecht als relationale, multidimensionale, auf der sozial-kulturellen wie auf der individuellen Ebene wirksame bzw. Ungleichheit beschreibende und/oder generierende Realitäten bzw. Konstrukte verstanden werden. Die Kategorie Geschlecht führt in allen Gesellschaften zur Unterscheidung der Menschen in Männer und Frauen, eine Unterscheidung, die, wenn auch unterschiedlich stark,

neben und oftmals vor allen anderen (sozialen) Differenzen wirksam ist. Geschlechterdifferenz wird freilich in verschiedenen Kulturen und Epochen durchaus unterschiedlich verstanden, bewertet und begründet. Geschlecht wirkt als Bündel von Identifikationsangeboten, Erwartungshaltungen und Wertungen auf die einzelnen Menschen und das Gemeinwesen und steuert persönliche, politische, gesellschaftliche Entscheidungen.

Die so verstandene Kategorie Geschlecht wirkt auf die Wahrnehmung und Bewertung von Armutsphänomenen, auf die Ursachen und Mechanismen ihrer Produktion und Beharrung, sowie auf ihre Bewältigung.

### III.1 Wahrnehmung und Bewertung von genderteter Armut

Idealtypisch kann Armut entweder als individueller, gar selbst verschuldeter Zustand oder als Folge einer eine individuell unverfügbare ‚schicksalhafte‘ Ungleichheit generierenden, gar gewaltförmigen gesellschaftlichen Ordnung bestimmt werden. Die verschiedenen geschichtlichen und kulturellen Kontexte unterscheiden sich nun darin, wie stark sie Armut als individuell verursachten Zustand sehen bzw. wie stark sie Armut in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang stellen. Daran hängen in erheblichem Maße die Bewertung und der Umgang mit den von Armut betroffenen Personen sowie die individuellen und gesellschaftlichen Maßnahmen gegen Armut. Alttestamentliche Texte bewerten Armut etwa als Skandalon, das dem Segen Gottes und dem Reichtum des Landes widerspricht, während neutestamentliche und frühchristliche Texte im Horizont apokalyptischer Erwartungen und als asketische Lebensform den Weg einer ‚freiwilligen Armut‘ kennen. Der protestantische Wertekodex in der Frühen Neuzeit bewertet Armut vorzugsweise als Folge fehlenden Einsatzes und Fleißes bei der (Erwerbs-)Arbeit. Im Zeitalter der Industrialisierung wird Armut verstärkt als soziales Problem verstanden, wenn von einer sozialen Schicht/Klasse der Armen, der Verstetigung von Armut in Armutsbiographien und von einer Armutsspirale aus fehlenden Bildungschancen, schlechten Lebensbedingungen und ‚ethischer Verwahrlosung‘ gesprochen wird. Teilweise verändert sich aber im 19. Jahrhundert auch die Perspektivierung von Bedrohungspotentialen. Was zuvor als von außen kommende Bedrohung oder Gefahr verstanden wurde, wird nun als Risiko eingestuft und damit die persönliche Entscheidbarkeit/Entscheidung betont. Armut wird verstärkt als persönliches (gendertes) Risiko wahrgenommen, besonders seit der Moderne sowie im US-amerikanischen Kontext, der die Freiheit des/der Einzelnen und seine/ihrer Verantwortung stark hervorhebt. In modernen

westlichen Gesellschaften lassen sich die zunehmenden prekären Arbeits- und Lebenssituationen als ‚sekundäre Ausbeutung‘ und damit als Kehrseite des herrschenden Finanzkapitalismus und der Globalisierung beschreiben.

Wie das Ineinander der Verantwortung des einzelnen Individuums und der gesellschaftlichen sowie wirtschaftlichen Strukturen für das Zustandekommen von Armut gesehen wird, hängt entscheidend an den herrschenden Menschen- und Gesellschaftsbildern, die sich etwa in den normativen Instanzen des Rechts und bis weit in die Moderne auch in der Religion spiegeln. Ein reflektiertes Verständnis darf Armut dabei nicht nur als Mangel an materiellen Ressourcen begreifen, sondern als Einschränkung des Zugangs zu einem guten Leben, der neben den lebensnotwendigen Gütern wie Nahrung, Kleidung und Wohnraum auch den Schutz vor Krankheit, den Zugang zu Bildung, zu sozialen Bindungen und zur gesellschaftlichen Partizipation umfasst. Obwohl die untersuchten historischen und kulturellen Situationen erheblich differieren, sind aus heutiger Sicht der Zugang zu Bildung, der Zugang zu einer (sicheren) (Erwerbs-)Arbeit und die volle Rechtsfähigkeit als wesentliche Voraussetzungen für die Verhinderung von Armut zu erachten. Dies gilt grundsätzlich für beide Geschlechter und auch für die soziale Einheit der Familie, doch waren und sind diese drei Momente oftmals gerade für Frauen in erheblichem Maße eingeschränkt. Armut stellt sich für Männer und Frauen daher verschieden dar, je nachdem, nach welchen Vorstellungen für Frauen und Männer der Zugang zu den materiellen und gesellschaftlichen Ressourcen geregelt bzw. eingeschränkt ist.

So erschwert beispielsweise die fehlende Rechtsfähigkeit von Frauen im antiken Israel den Witwen die Sicherung ihrer Lebensgrundlagen (Landbesitz). Für bürgerliche Frauen im Europa des 19. Jahrhunderts ist der Zugang zur Erwerbsarbeit oder zur Bildung deutlich beschnitten, insofern ihnen nur bestimmte gesellschaftliche Segmente für eine Betätigung (caritativer Bereich) oder für eine Erwerbsarbeit (Pflege und Erziehung) offen stehen. In den modernen Gesellschaften führen Teilzeitarbeit, unterbezahlte Arbeit im sozialen Segment und unbezahlte Sorgearbeit dazu, dass die ‚sekundäre Ausbeutung‘ im Finanzkapitalismus v. a. Frauen trifft, die diese Form der Arbeit in hohem Maße leisten. In fast allen Zeiten erhalten Frauen für die gleiche Arbeit eine geringere Entlohnung und stehen unter der Doppelbelastung von Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit. Die geringeren Partizipationsmöglichkeiten für Frauen führen regelmäßig dazu, dass sie einem zusätzlichen Armutsrisiko (durch Wegfall der männlichen Rechtsperson oder des Versorgers) bzw. spezifischen Formen der Armut (fehlende Bildungschancen, sexuelle Gewalt) ausgesetzt sind.

Diese ungleichen Armutsgefährdungen für Frauen und Männer sind in erheblichem Maße auf vergeschlechtlichte Menschenbilder und die damit verknüpften Geschlechterstereotypen zurückzuführen. Diese wurden (und werden) religiös durch den Verweis auf die Schöpfungsordnung und seit der Aufklärung verstärkt ‚wissenschaftlich‘ durch die ‚Natur des Menschen‘ begründet. Besonders wirksam ist die im 19. Jahrhundert entwickelte und bis heute nicht völlig aufgegebene Trennung der gesellschaftlichen Sphären in männliche Öffentlichkeit und weiblicher Privatheit, die durch weitere charakteristische den Geschlechtern zugeschriebene Eigenschaften ergänzt wird. Dies gilt etwa auch für die geschlechtliche Codierung des Risikobegriffs – männliche Risikobereitschaft vs. weibliche Risikoaversion. Eine solche komplementäre, binäre Sicht auf die Geschlechter ist nicht selten Ausdruck einer hierarchischen Ordnung der Geschlechter, die die verschiedensten Formen von männlicher Herrschaft (und Gewalt) gegenüber Frauen umfasst. Eine männliche (Vor-)Herrschaft verstärkt die Armutsgefährdung von Frauen weiter oder schreibt Armut gar als Teil der weiblichen Geschlechterrolle fest.

In der Literatur und in anderen kulturellen Medien schlagen sich die Ungleichheiten einer Gesellschaft in festen Motiven nieder. Die Beiträge nennen etwa die ‚Frau in Not‘ aus dem Alten Testament, den ‚armen Mann‘ aus den europäischen Märchen, das *factory girl* der US-amerikanischen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder *der/die fat poor* der US-amerikanischen Populärkultur. In unterschiedlichem Maße verweisen diese Motive auf Geschlechterstereotype der jeweiligen Zeit bzw. Kultur. Weiblichkeitsstereotype, die sowohl auf das Selbstverständnis von Frauen zurückwirken wie auch die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Ausgestaltung eines Gemeinwesens beeinflussen, stehen dabei in verschiedener Hinsicht gegen die gesellschaftliche (macht-)symmetrische Partizipation von Frauen. Dies gilt etwa für die Vorstellung, dass Weiblichkeit Industriearbeit ausschliesse, während sie für Pflegearbeit oder die Mutterschaft prädestiniere, oder dafür, dass für die Ehrbarkeit einer Witwe auf den ehrbaren Beruf des verstorbenen Ehemannes verwiesen oder das Armutsrisiko heteronom, in der Regel durch Heirat, abgesichert werde. Für Frauen führen solche Weiblichkeitsstereotype zu Konflikten. Sie müssen für die Abgrenzung gegen das Stereotyp, für dessen Veränderung und für die Selbstermächtigung zusätzliche Kraft aufwenden. Im Vergleich dazu ist traditionellen Männlichkeitsstereotypen die aktive Bewältigung von Mangel, Notsituation und Krisen eingeschrieben. Unabhängig davon, ob ein Scheitern individuell zu verantworten ist oder in strukturellen Problemen (z.B. Rassismus) begründet ist, Nicht-Bewältigung und verstetigte Armut führen

zur Infragestellung von Männlichkeit, v. a. einer an ‚Eroberung‘, ‚Herrschaft‘ oder dem ‚Versorger-Modell‘ orientierten Männlichkeit.

### III.2 Fürsorge, Selbsthilfe, Ermächtigung ...

Die Beiträge decken einen weiten historischen Raum ab und zeigen eine große Bandbreite möglicher Formen der Bewältigung von Armut. In systematischer Hinsicht, nicht in historisch-chronologischer Hinsicht finden wir die Gabe von Almosen, religiös motivierte Caritas (z. B. Krankenpflege), private oder hoheitlich verantwortete Fürsorgeeinrichtungen (z. B. Armenhäuser, Kinderkrippen) und staatliche Sozialversicherungssysteme (z. B. Arbeitslosen-, Kranken- und Rentenversicherung, Harz IV). Diesen Bewältigungsformen gemeinsam ist, dass sie, wenn überhaupt, nur zu einer Grundsicherung der von Armut betroffenen Personen führen, dass die Leistungsgeber die Kriterien festlegen, wer diese Formen der Sicherung erhalten kann (Ortsansässigkeit, Ehrbarkeit), dass die von Armut betroffenen Menschen nur als Empfänger der Leistungen in den Blick kommen und dass mit dem Leistungsempfang oftmals Entmündigung, Entwürdigung oder gar eine Krise der Identität einhergehen.

Für eine dauerhafte ‚Armutsbekämpfung‘, so sind sich viele der Beiträge einig, reichen solche versorgenden Maßnahmen nicht aus. Es ist vielmehr darauf hinzuwirken, dass sich die von Armut betroffenen Personen aus eigener Kraft aus der Armut befreien und auf Dauer die Lebensgrundlagen für sich (und ihre Familie) erwirtschaften können. In den verschiedenen historischen Situationen werden daher verschiedene infrastrukturelle Maßnahmen (Ausbildung, Fortbildung, familiennahe Unterstützungmaßnahmen, Beratung) als sogenannte ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ ergriffen. Allerdings führen auch diese Maßnahmen weder automatisch noch auf Dauer aus den Armutssituationen heraus, wie etwa die zirkuläre Mobilität im modernen Prekariat zeigt. Kritisch ist hier ebenfalls anzumerken, dass auch solche Maßnahmen eher dem Schutz- und Fürsorgegedanken einer Obrigkeit entspringen. Sie werden in der Regel nicht oder kaum zusammen mit den von Armut betroffenen Menschen entwickelt.

Literarische Texte sowie aktuelle Untersuchungen entsprechender sozialer Milieus belegen aber, dass die meisten Menschen in Armut nicht untätig sind, und Armut nicht einfach lähmt. Menschen in Armut handeln vielmehr trotz ihrer Armut, greifen zu ungewöhnlichen Handlungen, um sich aus der Armut zu befreien, oder stützen solidarisch andere Menschen (empowerment). Sie handeln nicht nur als Einzelne, sondern schließen sich zusammen

(Gewerkschaften) oder nutzen eigenes Schreiben zur Deutung, Information und Veränderung (*factory girls*, Allgemeiner Deutscher Frauenverein), um nur einige Beispiele zu nennen.

Obwohl nicht immer alle Formen von Armut als solche wahrgenommen werden, galten und gelten viele Maßnahmen der Caritas, der Fürsorge und der staatlichen Absicherung weitgehend ohne Rücksicht auf die Geschlechterdifferenz. Der konkrete Zugang basiert jedoch oftmals auf den herrschenden Geschlechtervorstellungen, wie etwa die Bittgesuche zur Aufnahme in eine Fürsorgeeinrichtung in der frühen Neuzeit deutlich machen. Das Alte Testament kennt ein spezielles Recht auf Nachlese für Witwen und Waisen (sowie später auch für Fremde und Leviten) und sichert damit diesen Ärmsten der Armen die Möglichkeit zum Überleben. Das Beispiel der alttestamentlichen Witwenversorgung zeigt jedoch auch, dass die Ursache der Witwenarmut, nämlich die patriarchale Rechtsstruktur unangetastet bleibt. Für Frauen führt der Weg aus der Armut daher oft und ganz im Sinne einer ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ über Zugänge zu Bildung und (gerecht entlohnter) Erwerbsarbeit. Dies betonen viele der Beiträge und weisen zugleich darauf hin, dass solche Zugänge oft nur unter besonderen Umständen (Arbeitskräftemangel) oder sehr eingeschränkt (caritativer Sektor) möglich waren/sind. Diese Öffnungen führen außerdem nicht automatisch oder auf Dauer zur Veränderung eines herrschenden Weiblichkeitsstereotyps. Als Beispiele können die mit einer stark reglementierten Lebensführung einhergehende Erwerbsarbeit der Diakonissen oder die Ausrichtung der *factory girls* am bürgerlichen Weiblichkeitsstereotyp angeführt werden. Die Literatur der *factory girls* zeigt denn auch die Ambivalenzen ihres Lebens zwischen industrieller Erwerbsarbeit, bürgerlichem Frauenideal und eigener schreibender Tätigkeit. Auch Männlichkeitsstereotype stehen der Befreiung aus Armut entgegen, wenn etwa hierarchische Abhängigkeitsverhältnisse von Männern untereinander die Armut der ‚Verlierer‘ verfestigen, das Festhalten an der familiären Versorgerrolle alternative Handlungsstrategien verunmöglicht oder prekäre Strukturen gar zu einer Krise der männlichen Identität führt.

Die Literatur erzählt aber auch von Menschen in Armut – Frauen wie Männer –, denen der Weg aus der Armut gelingt und die hierfür die jeweilige Geschlechterrolle transformieren bzw. durchkreuzen. Diese Subjektwerdung bzw. Selbstermächtigung (empowerment) darf allerdings nicht mit der Perspektivierung von Bedrohungspotentialen als Risiko gleichgesetzt werden, das die persönliche Entscheldbarkeit betont. Denn mit der Perspektivierung als Risiko geht nicht nur die eigentlich als positiv zu wertende Vorstellung einer Selbstverantwortung einher. Vielmehr können dadurch auch die

strukturellen Zusammenhänge aus dem Blick geraten, die den Spielraum für Entscheidungen des/der Einzelnen erheblich einschränken. Dies ist etwa im stereotypen Bild *fat poor* der Fall. Dies gilt aber auch, wenn die soziale Sicherung im modernen Finanzkapitalismus auf eine Rückführung in die Erwerbsarbeit um (fast) jeden Preis setzt und dabei prekäre Lebenssituationen billigend in Kauf nimmt. Die Betonung der Eigenverantwortlichkeit wird so zu einem Teil der mit dem Finanzkapitalismus verbundenen sekundären Ausbeutung und ist keine zielführende Lösungsstrategie. Subjektwerdung, die in der Literatur etwa als ungewöhnliche Handlungsstrategien Einzelner aufscheint, lässt sich aber auch in aktuellen prekären Zusammenhängen beobachten (z. B. gewerkschaftliche Organisation um das Thema Lohn).

### III.3 ... und Geschlechterstereotype

Aus all diesen Ausführungen, die den Einfluss von Geschlecht auf Armutsgefährdung und -bewältigung deutlich machen, dürfte klar werden, dass Stereotype grundsätzlich die Gefahr mit sich bringen, positive Änderungen zu verhindern. So stehen einzelne Aspekte des in einer Gesellschaft wirksamen Männlichkeitsstereotyps einer Befreiung aus der Armut im Weg. In fast allen geschichtlichen Epochen generieren Weiblichkeitsstereotype, wie sie in der jeweiligen Gesellschaft dominant sind, zusätzliche, für Frauen spezifische Formen der Armutsgefährdung und erhöhen das Armutsrisiko für Frauen. Das bürgerliche Weiblichkeitsstereotyp steht stark in Spannung zu autonomen, auf die Subjektwerdung setzenden Bewältigungsstrategien gegen Armut.

Umso wichtiger ist Literatur, welche die Durchkreuzung und die Auflösung der Stereotype erzählt oder ästhetisch inszeniert und auf diese Weise gleichermaßen Perspektiven für die Bewältigung von Armut und für die Flexibilisierung von Geschlechterstereotypen eröffnet. Kulturellen Medien gelingt es, Essentialisierungen der Kategorie Geschlecht zu dekonstruieren und Visionen eines nachhaltigen Abbaus von Ungleichheits- und Ausschlussmechanismen sowie eines guten Lebens zu imaginieren.

Wenn mit weiblichen Rollen oder mit bestimmten Aspekten des Männlichkeitsstereotyps ein erhöhtes Armutsrisiko einhergeht, so ist auf die Änderung dieser Stereotype hinzuwirken, schon allein deshalb, um Armut zu vermeiden. Dies geschieht etwa, wenn matriachale Strukturen imaginiert werden oder für die Angleichung des Geschlechterhabitus plädiert wird. Es zeigt sich eindrücklich, dass Armut nicht nur durch Ungleichheit befördernde Strukturen des Wirtschaftssektors oder des sozialen Bereiches entsteht, sondern wesentlich auch von kulturellen Praktiken und von auf der Ebene

des Symbolsystems vermittelten und auf das Selbstverständnis der Menschen wirkenden Einstellungen und Haltungen abhängt. Armut ist also nur so gut zu bewältigen, wie es einer Gesellschaft gelingt, Ungleichheit verfestigenden Stereotypen und eben auch Geschlechterstereotypen entgegenzuwirken.